

# In den poetischen Hinterzimmern der Westukraine

Eine Reise durch das ehemalige Ostgalizien, auf den Spuren seiner lebendigen Literatur

Von Judith Schifferle\*, Lemberg/Czernowitz

«Auf der mühevollen Reise, die man Leben nennt», schreibt der polnische Autor Jozef Wittlin 1946, hat in ihm keine Bahnhofshalle «solche Erregung» und solchen «metaphysischen Schauer» geweckt wie die im damals polnischen Lemberg/Lwiw, das heute zur Westukraine gehört.

Hier beginnt die Reise ins ehemalige Ostgalizien und führt in eine Gegend, die nicht nur eine der wechselvollsten Geschichten Europas hinter sich hat, sondern auch eine Literatur besitzt, die bis heute über die Abgründe des 20. Jahrhunderts lebendig geblieben ist.

Aleksander Karolev ist nur drei Mal in seinem Leben über die ukrainische Grenze hinaus gefahren. Dennoch hat der Psychiater aus Lemberg die ganze Welt gesehen: Er reiste im Kopf schneller als in den Zügen, die er hasste, weil es die gleichen geblieben sind seit der Sowjetunion.

Karolev war typisch für die untypischen Intellektuellen der Ukraine. Während er draussen das Schweigen lernte, baute er innen ein Refugium des Wissens auf – umgeben von der Literatur seines Landes und der Literatur, die von seinem Land handelt. Er war ein Mann, der viel zu sagen, aber in der Aussenwelt keine Stimme hatte.

## Überlebensstrategien

Nach einer Zwölf-Stunden-Schicht mit 2000 Patienten in der grössten Psychiatrie der Westukraine sass Karolev noch bis vor Kurzem vor dem Fernseher, las und schrieb zugleich, während er



Lemberg. Mit bald einer Million Einwohnern die grösste westukrainische Bildungs- und Kulturmetropole – und ein Zentrum des ukrainischen Nationalismus. Foto: iStockphoto

linkshändig die domestizierte Strassenhündin Anubis streichelte. Mit einer Gelassenheit, die er gegen die Hektik des Alltags entwickelte, gelang ihm die hier unverzichtbare Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: eine Überlebensstrategie an einem Ort, wo das Leben noch kürzer ist als sonst schon.

Als er sich im November 2010 67-jährig in einem schiefen Bett in der kleinen Wohnung an der Stryjs'ka-Strasse vom Leben verabschieden musste, bot ihm jedes seiner dreieinhalbtausend Bücher eine eigene Welt des Rückzugs. Lemberg aber verliess er auch damals nur ungern. Es blieb «seine Stadt» («moj gorod»), wo er «mit den Häusern alt geworden ist».

## Reisen im Kopf

«Wie konnte man für immer fortziehen aus dieser schönen und freundlichen Stadt?», fragte sich 1946 auch der polnische Autor Jozef Wittlin in den Erinnerungen «Mein Lemberg». Sein Lemberg war jenes der österreichisch-ungarischen Teilherrschaft, das bis 1918 Hauptstadt des östlichsten Kronlandes

Galizien und Lodomerien blieb. Dann kamen der ukrainisch-polnische Krieg, der Zweite Weltkrieg und die deutsche Besatzung; schliesslich, bis zur staatlichen Unabhängigkeit 1991, die Sowjetunion.

Karolevs Lemberg trug nur noch subkutan das Erbe einer Vielvölkerstadt, und heute summt die polnisch-deutsch-jiddisch-ukrainische Polyphonie von einst einzig in seiner Bibliothek vor sich hin. Karolev las, wie viele andere seiner Generation und seines Fachs, in fünf Sprachen, auch wenn er vorgab, nur Russisch und Ukrainisch zu beherrschen. Spätestens seit der orangefarbenen Revolution 2004 gilt die Stadt als Zentrum des ukrainischen Nationalismus.

Lemberg, das seine Namen genauso oft wechselte wie seine Bevölkerung und ihre Sprache, heisst heute kurz «Lwiw». Mit bald einer Million Einwohnern ist es die grösste westukrainische Bildungs- und Kulturmetropole. Aber auch Fussball ist hier, wo nur knapp hinter der EU-Grenze die EM 2012 stattfinden wird, Macht- und Statussymbol geworden.

## Vergessene Geheimnisse

Während für die ausländischen Gäste das Erbe aus Mittelalter, Barock und Jugendstil einmal mehr überstrichen wird, geht hinter den Fassaden ein Leben seinen Lauf, das vom schnellen Wandel nicht profitiert. Auch zwanzig Jahre nach der Wende ist ein Grossteil der ukrainischen Intelligenz in den Hinterzimmern zu Hause. Hier betreten wir eine Gegenwart, die zugleich ihre Vergangenheit ist.



Lebendig, aber leise. Das intellektuelle Leben der Westukraine blüht im Stillen. Foto: Judith Schifferle

Fassaden, die einem unbedachten Neuerungswahn und der abrupten Verabschiedung der Vergangenheit heute schutzlos ausgeliefert sind.

Am letzten gemeinsamen Abend in der Bibliothek sprach Karolev über «die wesentlichen Dinge», die sich «nicht verändern», über die «Stadt der verwischten Grenzen» (Joseph Roth); aber auch über die «Grenzen», die nach Karolev «auf diesem Territorium gar nicht existieren». «Dlitel'nost'» (die Dauer), resümierte er mit Verweis auf eine der ersten Russisch-Übersetzungen des französischen Literaten Henri Bergson (1923), «ist wie ein Film ...», und während er die polnischen Kristallgläser mit trockenem Rotwein füllte, wie man ihn nur selten in der Ukraine findet, hob er auf die bescheidene Freude an, die über die anspruchsvolle Melancholie hinweghilft: Die Zusammenhänge, betonte er, die sich im Rückblick aufs eigene Leben sekundenschnell offenbaren, müssen lebendig bleiben: «Es ist die Sprache, die unser (brüchiges) Leben zu einem Ganzen formt.»

## Reisen im Zug

Nach langem Schweigen über sich selbst gewährte mir Karolev an diesem Abend erstmals einen Blick in seine Prosa und Lyrik: ohne Zeilenumbrüche und Abschnitte, «unleserlich», sagt er, weil er nicht für die Leserschaft geschrieben habe; «unverständlich», weil keine Erkenntnis am Ende mehr ohne die andere auskommt. Letztlich schrieb Karolev Gedichte, um in kleinere Form mehr Inhalt zu packen. Aber auch diese ufernten am Blatrand in Prosa aus. Hier wurde klar, warum das «Leben viel zu kurz» war und es in einem Land «keine Grenzen» geben kann, das von politischen Grenzen immer schon umgeben war.

Am 20. Juli 2010 begleitete mich Karolev das letzte Mal zum Lwiwer Bahnhof; seine schmachtige Silhouette steht noch heute unter der Halle und wartet, bis die Züge nach Czernowitz abgefahren sind. Aus solchen Erinnerungen lassen sich ein paar Erzählungen machen, schreibt Taras Prochasko, der Dichter aus Stanislaw, drei Stunden von Lwiw entfernt, auf knapp 116 Seiten («Daraus lassen sich ein paar Erzählungen machen», Suhrkamp 2009).

Wo das Leben zu kurz ist, müssen die Züge lang sein. In den «Langweilern», wie der Schriftsteller Scholem Alejchem 1909 die internationalen Züge in der Ukraine nannte, erholen sich die Leute noch heute von einem Leben, das sie erst am Bahnsteig wieder einholt. Man erzählt einander das Leben und weiss, nach dem Aussteigen geht man wieder getrennte Wege: Wie Svitlana, die sich heute mit ihrem Sohn in London durchschlägt und nur spart, bis sie auf den alten Schienen in ihr Heimatdorf zurückreisen kann: «Hier bin ich frei», sagt sie.

Oder Kolja, der meinen Koffer mit dem kleinen Finger auf die Ablage hievt und auf dem Handy ein Bildchen zeigt von seinem Lehrer «Klitschko». Er ist stolz, Ukrainer zu sein.

Hinter der Zugscheibe rollt indes die Vergangenheit unerbittlich an der Zukunft vorbei: Hier begegnet man Joseph Roths «melancholischer, ebener Welt ohne Grenzen», aber auch der «sanften Trauer der Erde». Ein dunkler Hüne, ein ungarischer Ukrainer, Ingenieur, erklärt mir am Gang nach seinem endlosen Stammbaum auch den Grund für die landesweit unisolierten oberirdischen Wärmeleitungen: «Noch nie etwas von Korruption gehört?»

## Das «Stanislauer Phänomen»

Auch der Verweis auf die Korruption gehört zu den «wesentlichen Dingen, die sich nicht ändern» (Joseph Roth). Aber wo der internationale «Zug Nr. 76» von Polen bis ans Schwarze Meer lange Zeit nur vorbeigefahren ist, haben sich Prochasko und Andruchowytsch Mitte der 1990er-Jahre ihren eigenen Zug in eine visumfreie Zukunft erschrieben. Heute bilden sie das «Stanislauer Phänomen», quasi die Fortsetzung des poetischen «Wunders» von Czernowitz, wo vor dem Zweiten Weltkrieg «Menschen und Bücher lebten» (Paul Celan).

Während aber diese deutsch-jüdischen Dichter (Paul Celan, Rose Ausländer, Moses Rosenkranz und Selma Meerbaum-Eisinger) damals weder Verlage noch ein deutschsprachiges Publikum fanden, gehören die «Stanislauer» heute zu den Stammgästen an europäischen Literaturfestivals. Und wo der Zug einst «deutsche Zeitungen aus Wien, aus Prag und aus Mährisch-Ost- rau» hinführte, reisen unlängst nebenbahnbegeisterten Touristen auch namhafte Autoren aus dem Westen hin: Am letztjährigen Poesiefestival «Meridian Czernowitz» haben Erwin Messmer, Ilma Rakusa und Robert Schindel zur Aktualisierung des Mythos einer Literaturstadt beigetragen. Und doch: 37 Kilometer vor der rumänischen Grenze laufen die Schienen im hohen Gras aus: Wir sind in Czernowitz!

## Reise durch die Zeit

Für den Czernowitzer Mythos lebt auch der 62-jährige Grafiker und Dichter Oleg Ljubkiwskij. Seit 25 Jahren ergründet er «seine Stadt» mit einem kritisch-ironischen Blick von unten. An der ehemaligen Dreifaltigkeitsgasse, heute Hetman-Chmelnyzkyj-Strasse, hat er im 5. Stock ein Atelier mit Gasofen und Dachluke eingerichtet. Bilder mit Relikten aus «guter alter Zeit» hängen in akribischer Ordnung über dem Zufall



Die Ukraine. Die Fussball-EM kommt 2012, die Literatur ist längst da.

Karte: Baz/reh

der Geschichte: Historische Schlüsselchen unter den Bilderrahmen helfen dem Betrachter, einen Zugang in Ljubkiwskijs Kosmos, aber auch in die komplexe Geschichte der Stadt zu finden.

Seine Ironie ist ein Sammelsurium aus berührenden Zeugnissen: Hier regen sich habsburgische Relikte unter sowjetischen Umhängen und provozieren auf Ukrainisch. «Doctor Zufluchts» Sprechstundenschildchen aus der rumänischen Zeit ist nur ein Beispiel dafür, wovon die Czernowitzer heute höchstens Legenden kennen.

## Einladung nach Basel

Ljubkiwskijs Atelier ist ein Buch, das er nicht beliebig öffnet. Es ist sein Refugium, aus dem er nur kurz zum Schlafen nach Hause zurückkehrt. Auch seine Zeit ist knapp geworden. Nach einer Einladung ans Bruno-Schulz-Festival nach Lublin vergangenen November folgen 2012 Ausstellungen nach Strassburg und Basel. Damit hat Ljubkiwskij nicht gerechnet, aber es ist ein Zeichen dafür, dass seine Welt, in der es kein Internet gibt, noch kommuniziert. Ljubkiwskijs Ehre kommt spät, aber Czernowitz hat ihn schätzen gelernt: als Maler, Chronist und Erzähler, der die Abbrüche der Zeit ironisch mit Humor verbindet. Heute führen die offiziellen Rundgänge auf seinen Spuren durch die Stadt: nicht nur am Geburtshaus von Paul Celan vorbei, sondern auch in den Hinterhof, wo der lange Zeit vermisste Sockel des einstigen Schiller-Denkmal neben einem erschöpften Lada auf bessere Zeiten wartet.

In den Hinterzimmern der Ukraine geht die Hoffnung nicht aus. Nicht zuletzt werden die toten Dinge in der Sprache lebendig.

\*Dr. des. Judith Schifferle ist Lehrbeauftragte am Deutschen Seminar der Universität Basel und Kulturreiseleiterin für die Westukraine. Ihre Dissertation zum Bukowiner Dichter Moses Rosenkranz erscheint demnächst.

Am 10. Januar startet ihr Kurs zur Literatur aus Galizien und der Bukowina im Philosophicum Basel. Anmeldungen sind noch möglich.

www.philosophicum.ch

## Im Text erwähnte Literatur (Auswahl)

- Scholem Alejchem:** «Eisenbahngeschichten». Jüdischer Verlag, Frankfurt a. M. 1995.
- Juri Andruchowytsch:** «Mein Europa». Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2004.
- Stanislaw Lem:** «Das Hohe Schloss». Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1990.
- Taras Prochasko:** «Daraus lassen sich ein paar Erzählungen machen». Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2009.
- Moses Rosenkranz:** «Kindheit. Fragment einer Autobiographie». Rimbaud, Aachen 2003.
- Joseph Roth:** «Reise durch Galizien», in: «Essays, Feuilletons, Reportagen». Wallstein, Göttingen 2010.
- Oksana Sabuschko:** «Museum der vergessenen Geheimnisse». Droschl, Graz 2010.
- Bruno Schulz:** «Die Zimtläden», Hanser, München 2008/«Das Sanatorium der Sanduhr», Hanser, München 2011.
- Jozef Wittlin:** «Mein Lemberg». Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1994.